

Der Wald

Autor(en): **Steffen, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **26 (1923)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572068>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rechten hat er ein recht mäßiges Verlangen!“ Von Armensteuern ist er vielfach befreit; der Armenunterstützung aber wird er zum mindesten im gleichen Maße teilhaftig, wie der Schweizerbürger. Verschiedentlich genießt er Privilegien in Steuer-sachen. Weitgehend sind die Leistungen, die ihm auf Grund der eidgenössischen Versicherungs-gesetze zufallen. Befreit ist er vom Militärdienst; auch zahlt er keinen Pflichter-satz. „Alle öffentlichen Schulen und so viele weitere Erziehungsanstalten stehen den Ausländern offen, eine reiche Zahl von sozialen Einrichtungen (Spitäler, Polikliniken, unentgeltliche ärztliche Behandlung und Geburtshilfe, Kindergärten, Kinderkrippen, Milchstationen, Ferienversorgung usw.) dient in gleich weitherziger Weise Fremden und Einheimischen; gewaltige Summen der öffentlichen und frei-willigen Armenpflege werden alljährlich für die Unterstützung der Ausländer ver-wendet¹⁾.“ Ist es da verwunderlich, wenn man solch liberale Regelung der Niederlassungsverhältnisse immer wieder mit als Grund anführt für das bisherige Fiasko unserer Einbürgerungspolitik?

Es soll beileibe nicht gefordert werden, dem Fremden eine Pariastellung ein-zuräumen. Das kann, das darf, das wird nicht sein! Er soll, genau wie wir es für uns selbst verlangen, neben seinen Pflichten auch seine nicht anzutastende Rechts-stellung haben. Doch diese braucht nicht günstiger zu sein als die des Schweizers, im Gegenteil, man dürfte füglich einer Beschränkung des Umfanges der aus der Niederlassung des Fremden sich ergebenden Rechtsbefugnisse näher treten, ohne Gefahr zu laufen, dem Laster des Chauvinismus zu verfallen.

In elfter Stunde bringen wir die obigen grundsätzlichen Gedanken zu Papier, fest überzeugt, daß die Gefahr besteht, daß wieder eine günstige Gelegenheit zur rationalen Lösung unserer Fremdenfrage verpaßt werde. Wir wissen uns ganz frei von Pharisäertum, von jeglicher Xenophobie; wir möchten nur erneut auf ein Problem hinweisen, das für uns alle äußerst lebenswichtig ist. Es heißt die Augen offen halten, auf daß sich nicht an uns das Wort bewahrheitet:

„Quos Deus perdere vult, dementat prius.“²⁾

Der Wald / Von Albert Steffen

Mein Onkel besaß ein weitläufiges Holzgeschäft, das die benachbarten Möbel- und Papierfabriken, Schreinereien und Bauplätze mit Material versah. Er war ein Mann, der nur auf Tätigkeit etwas gab und sich von seinem Tun auch nur durch Taten erholte. Jede freie Stunde jagte er im Walde. Nie las er ein Buch. „Warum auch?“ meinte er; „ich weiß, was in den Häusern geschieht, die ich zimmere. Ich weiß, was mit den Menschen vorgeht, die im Sarge liegen. Ich weiß, was in den Zeitungen steht. Es weht im Wald, der mir gehört.“ Er hatte das ganze Revier gepachtet, und zwar zu einem hohen Preise, damit er keinen Nebenpächter bekäme. Niemand in der Umgebung durfte ohne seine Erlaubnis die Flinte tragen. Er betrieb eine Hundezucht, behielt aber nur die Stammpaare. Die Jungen, die geworfen wurden, verteilte er an seine Jagdaufseher. Gegen den Herbst hin, wenn die Pirschzeit nahte, besuchte er die Meute und nahm sie probeweise in den Wald mit. Auf diesen Gängen, die meistens in der Sonntagsfrühe stattfanden, durfte ich ihn be-gleiten.

¹⁾ Vgl. Delaquis, Im Kampf gegen die Ueberfremdung. (Die Neuorientierung der Niederlassungspolitik) in der Zeitschrift des bernischen Juristenvereins, Bd. 57, 1921, S. 51/52.

²⁾ „Wen Gott verderben will, den verblendet er zuerst.“

Die Sägerei, welche die Bäume seiner Wälder zerschnitt, lag in der Talsohle, am Ende des Dorfes. Rechts von ihr eine Sarghandlung, links eine Gärtnerei. Eine Pappelallee lief längs des Flusses, der durch ein Wehr gestaut war. Mein Onkel pflegte, während wir des Weges schritten, auf die verschiedenen Bäume zu weisen und ihren Nutzen zu erklären. Mit einem einzigen Blicke schätzte er die Weidenbüsche ab und sagte, auf welche Strecke hin man das Strombett damit bestocken könnte. Das sparrig-harte Holz der Hagebuche bestimmte er zu Schubstiften, Radfelgen und Axstielen. Das weiche der Birke zu Löffeln, Pfeifenköpfen und Kummethörnern. Das der Eiche zu Schiffrümpfen, das der Tanne zu Tisch und Stuhl. Derartiges lernte ich im Vorübergehen.

Ein Häuschen, worin wir öfter einkehrten, war von einer Korberfamilie bewohnt. Wenn wir nahten, stürzte uns sogleich das Rudel der Dachshunde entgegen, die mein Onkel hier in Kost gegeben hatte. Hinter ihnen trat die Frau mit ihren Kindern aus der Tür, ein kräftig-zierliches, laubfleckenbraunes Weibchen, nicht viel größer als die Sprößlinge. Mit heller Stimme, mit strengem Blick aus wasserblauen Augen hielt sie die Buben und Mädchen beisammen. Die trugen Hose und Rock aus gelbem Tuch, dazu rote oder blaue Strümpfe aus grobgeflickter Wolle. Die Mutter hatte ihren eigenen Kleidern, selbst dem Werktagsgewand auch immer etwas Buntes beigemischt.

Hier bekam ich die einfachsten Produkte des Waldes zu sehen. Zahnstocher in Bündeln, Holzschuhe, Besen, Körbe und andere Weidengeflechte. Hinter dem Häuschen befand sich ein wüster Platz, der durch einen Brand aus dem Wald herausgefressen worden war. Die emsige Frau hatte ihn durch harte Arbeit urbar gemacht, gerodet, umgegraben und mit Kartoffeln bepflanzt, einer Sorte, die meinen Onkel immer amüsierte, da sie beim Aushacken so hageldicht hervorpurzelte.

Der Gatte war Jagdaufseher, befand sich aber meistens in einer Trinkerheilanstalt. Es ging immer gut, solange er nicht zu Hause war und durch seine Zerfahrenheit Unordnung in den Haushalt und Leichtfertigkeit unter die Kinderschar brachte. Ueber der ganzen Wirtschaft waltete der sorgliche Sinn der Mutter. In den geflickten Kleidern, dem wassergestrählten Haar, dem ordentlichen Wesen der Kinder empfand man ihre geradezupackende Hand. Ich selber ließ mich gerne von ihr säubern, pußen, waschen, wenn ich mit den Andern beschmutzt aus der Lehmgrube kam, wo wir zu spielen pflegten.

Stundenlang durchstrichen wir den Wald, aber immer zu einem nützlichen Zwecke, mit Säcken, worin wir Laub stopften, mit Wägelchen, worauf wir Holz luden, mit Kratten, die wir mit Beeren füllten: Erdbeeren, Heidelbeeren, Brombeeren, je nach den Jahreszeiten.

Wie anders waren die Erdbeeren am sonnigen Abhang denn am feuchten Bache. Im Körbchen aber wurde ein Kügelchen wie das andere. Da schienen sie nur halb so groß. Da schrumpften sie zusammen. Wir ließen deshalb die purpurnsten am Sträußchen neben halbreifen und kaum abgeblühten und brachten das Büschelchen der Mutter. Und wenn sie Freude hatte, war mir, als gehörte ich mit zur Familie.

Im Sommer lockten uns die Heidelbeeren tiefer in die Wälder hinein. Das Lied der Vögel erklang ferner, hoch im Himmel, wie verloren. Das Schmettern des Spechtes und das Gurren der Taube lösten die Töne der Amsel ab. Wir hörten Laute, die wir nicht kannten. Schatten- und Lichtbäume wechselten. Wir lagen im loderästigen Gesträuche und lasen die blauen Beeren in unsere Kesselnchen. Den eigentlichen Lann, der sich über den Berg hinzog, betrat ich zum ersten Mal an einem Augusttag. Die Brombeeren reiften. Hier, im Nadelwald, ragte Stamm an Stamm, düster und schattig. Der Wind bewegte die Wipfel von Westen nach Osten. Die Vogellstimmen gingen unter im Rauschen. Kein Lied vermochte gegen das

feierliche Sausen aufzukommen. Es war ein armselig, schnell ersterbendes Zirpen. Die Tannen stiegen kegelförmig auf, überhängt von geschuppten Leppichen, an denen graue Flechten niederhingen. Jetzt zierte kein Gesträuch mehr den Boden. Er wurde hart. Dumpf verklang der Tritt darauf. Zelt an Zelt, so ging es ewig weiter. Nach langem Laufen, als der Tann die finsterste Majestät erlangt hatte, standen wir plötzlich vor einem tiefen Tobel. Aus dem Schluchtausfüllenden Schwarz der Wipfel klang ein silbernes Plätschern herauf. Ich ließ mich, gleich den andern, an den Wurzelästen hinunter und glitt durch mannshohes Farnkraut in den Abgrund, bis ich Halt fand; das eine Bein stemmte sich diesseits des Bächleins auf einen Felsblock, das andere war jenseits vergraben im Lehm. Den Graben überwucherte Brombeergestrüpp. Weit umhergreifend sammelte ich die Beeren. Sie schienen alle Gerüche der Bachgewächse: Baldrian, Münze und Geißbart aufgesogen zu haben. Emsig und lautlos, ohne zu verraten, daß ich fand, säuberte ich Busch um Busch, jetzt knieend, jetzt kauend, genäßt und beschmußt, drang immer weiter, sah mich nicht mehr um, wo die andern waren, und verlor sie schließlich aus den Augen. Ich gelangte an eine abschüssige Stelle, wo die Sträucher von Früchten schwarz betropft erschienen. Ein betäubender Geruch drang aus dem Moos herauf. Ich las die Beeren ab, als wäre die Hand ein Rechen. Das Körbchen war voll. Der Hut schon verbödelt. Kopf voran stieß ich durchs Gebüsch — da spürte ich etwas Sonderbares im Nacken. Ich juckte auf und schrie: Ein nackter Fuß, der aus einer groben Hose baumelte, hatte meinen Hals gestreift. An der Erle hing ein Mann. Ich erkannte ihn sofort: es war der Korber. Vor Grauen ließ ich die Beeren in das Bächlein rollen, kletterte den Abhang hinauf, auf Händen und Füßen, hastete, flüchtete, ohne mich nach meinen Kameraden umzuschauen: der fürchterliche Geruch folgte mir durch den Tannenwald nach. Zu Hause sagte ich dem Onkel, was ich gesehen, beschrieb ihm die Stelle, kehrte aber nicht mit ihm dahin zurück.

Von dieser Zeit wich ich den Korberkindern aus. Es war mir, als dürfte ich nicht mehr mit ihnen zusammenkommen, seit ich den Vater als Leiche gesehen. Merkwürdig war, daß ich schon nach wenigen Wochen vergessen hatte, was ich erlebt. Sobald meine Gedanken auf das Erlebnis stießen, wandten sie sich gleichgültig ab.

Es war Herbst geworden. Ich bat den Onkel, daß er mich auf eine regelrechte Jagd mitnähme. Er ließ es zu und befahl mir eines Tages, als man aufbrach, meinen Rucksack zu packen und meine Armbrust zu schultern. Fröhlich schritt ich mit. Daß ich kein Gewehr trug, bedrückte mich nicht. Ich war gewiß, daß ich mit meiner Waffe ein Wild erlegen würde.

Man stellte mich am Waldrand unter einem Nußbaum auf. Hier kämen, sagte man, die Hasen hervor, nachdem sie den Bogen gemacht. Ich wartete mit der Armbrust im Anschlag. Die andern verteilten sich und drangen in gleichmäßigen Abständen in das Gebüsch. Ein Hund gab Laut, entfernte sich aber in entgegengesetzter Richtung. Ich hielt die Wege und Weglein scharf im Auge. Das Gebell lautete in längern Pausen und wurde leiser. Ich lehnte mich, müde vom Spähen, an den Nußbaum und sah in die Krone empor. Der Duft der Blätter würzte die Luft. Die Zweige waren bräunlich-grün gefächert. Die Sonne warf durch das weite Geäst ihre Strahlen. Jetzt war es ganz stille geworden. Mein Ehrgeiz, zu zeigen, daß ich ein tüchtiger Schütze wäre, wurde von der Schläfrigkeit überwunden. Ich scharrte die Blätter zu einem Häufchen zusammen, legte mich nieder und bettete das Haupt darauf. Auf einmal wurde mir etwas ins Antlitz geworfen. Ich vernahm ein Knistern über mir, schaute und lauschte in den Baum empor und entdeckte ein Eichhörnchen, das seine Zähne an einer Nußschale schabte. Sachte griff ich seitlich nach der Armbrust, spannte sie und legte den Bolzen auf, ohne meine Lage zu verändern. Das Tierchen hatte mich gehört und war verschwunden. Ich verharrte

regungslos. Es ließ sich in höherer Lage sehen und kletterte von dort am Stamme nieder, dann aufwärts, dann wieder abwärts. Plötzlich sah ich sein Köpfchen in der Krippe über mir erscheinen. Mir war, als wollte es in meine unverwandt blickenden Augen schauen. Ich rührte mich nicht. Ich wartete noch. Ich wollte doch zeigen, daß ich zielen konnte. Dann bekam ich das nächste Mal eine Flinte. O, jetzt war das Tierchen eine Spanne über meiner Stirn aufgetaucht. Ich spürte sein neugieriges Klopfen in der Brust. Mein Herz machte mit, was es erlebte. Ich wußte, wie ihm zumute war. Mir wurde vor dem erlauschten Geheimnis fast heilig. So denkst du über mich und ich über dich. Die Hand, welche die Armbrust hielt, zuckte leise. Das Tierchen zog das Köpfchen zurück, streckte es gleich wiederum hervor und berührte die Eisenspitze des Bolzens mit den Zähnen, so daß er herunterfiel, gleich war es im höchsten Wipfel.

Ich aber jauchzte, daß ich nicht abgedrückt hatte, und heute noch ist mir, als ob ich mein ganzes Leben unsicher geblieben wäre, ob auf dem Grunde meiner Seele nicht Mordlust lauerte, wenn ich geschossen hätte. Weil ich den Finger vom Abzugbügel genommen, weiß ich: Liebe zur Kreatur waltet in mir. Es lächelt etwas in mir mit dem Eichhörnchenleben. Etwas ist uns gemeinsam. Was gefühlt wird in der Krone des Nußbaums, fließt in ihm und in mir. Ich töte es nimmer. Derart dachte ich, und deshalb zog ich mich von den Jägern zurück. Ich begann zu leiden, wenn sie mit ihrer Beute nach Hause kamen, die Hasen vom Riemen lösten, Fasanen und Rebhühner aus den Jagdtaschen zogen, das Reh, quer über die Schulter gebunden, herunterhoben und in die Ecke warfen. Mir graute vor dem Blut an ihren Toppen. Ich entsetzte mich vor ihren Händen, die das Brot mit den gleichen Messern zerschnitten, womit sie die Tiere gehäutet. Mir ekelte, wenn sie durch die Zigarrenbeißer zu rauchen ansingen, die aus den Schenkelknochen der Hasen präpariert, mit Gold- und Silberzwingen geschmückt waren. Noch sehe ich die Gesellschaft vor mir, im nebelig roten Rauch, wie sie gröhlt, als ich hinausging, die Qual zu verbergen.

Je inniger die Liebe zu den Geschöpfen des Waldes wurde, um so lebendiger begannen die Bäume zu mir zu sprechen. Ich bekam einen zärtlichen Sinn für jedes Blatt. Ich ging stundenlang umher. Ich mußte immer die Knospen an meine Lippen führen, die seidendünn sich ablösende Borke der Birke streicheln, das Auge laben an dem vielartigen Orange und Rot des Herbstes. Mit vollem Atem, die Brust gedehnt, stürmte ich durch die Wälder. Ich wußte, daß ich das Eichhörnchen wegen seiner Zier nicht getötet hatte. Sein Wesen mußte mit meiner Seele verwandt sein. Ohne die Schönheit der Geschöpfe aufzunehmen, konnte ich nicht unsterblich werden. Mir schien der Vogel auf dem Busch ein Lehrer. Der Wind im Forst ein Verkünder. Mir war die Sage Wahrheit, welche sagt, daß die Zweige der Akazie deshalb zittern, weil sich ihre Krone nicht beugen wollte, als Christus am Kreuze gehangen. Ich lebte nach dem Gedanken, daß man die Verwesung, die in der Welt herrscht, heilen könnte, wenn man zu den Bäumen zurückkehrte und sich von der Heiligkeit ihres Wachstums durchdringen ließe. Mir wurde wonnig im Buchenwald und erhaben im Tann. Andachtsvoll schritt ich im Säulenraum der Föhren. Wie mit Flügeln flog ich über die Hügel, die von Kirschbaumblüten überflammt waren. Das ging Jahr für Jahr. Ich betrachtete auch das Winzige, das am Boden wuchs, Moos und Flechte, mit frommen Gefühlen. Was auf den Lehm-mauern und Baumstrünken sich verbreitete, studierte ich emsig wie eine Landkarte.

Als meine Glieder kräftiger wurden, wollte ich wissen, wie die Bäume auf den Bergen sind. Die Kiefer auf dem Felsengrat, der Whorn auf der Weide, die Fichte am Rand der Moräne.

Einmal schritt ich auf der Höhe eines Kammes und kam zu einem Haine aus Steineichen. Unterseht, hartrindig, Kleinblaubt standen sie in einer runden Gruppe

da. Mittendrin ragte die höchste und vollstigste, beinahe kugelig geformt, mit Heiligenbildern, Botivgliedern und Krücken behangen. Ich holte eine Tafel herunter, hatte aber keine Zeit, den Spruch darauf zu entziffern; denn aus der Höhlung des Stammes trat ein schwarzer Mönch und schritt auf mich zu. Er war von einer Bußbank, die im Baume eingebaut, aufgestanden. Zu Tod erschreckt stand ich da, mit dem Bild in der Hand. Vor mir angelangt, nahm er ein Kreuz vom Hals und hielt es vor mein Antlitz. Ich glaubte, er wollte mich schlagen, und lief davon. Seine Gebärde lastete auf mir, lange nachdem ich aus seinem Bereiche geflohen. Sie wollte mich ducken. Ich trug einen Schoß davon. Das Kreuz hatte mich niedergeschmettert. Es war eine Drohung. Ein Widerwille packte mich gegen die Priester. Wie ein Unrecht gegen den Wald war es mir, wenn sie in Zügeln durch die Parkanlagen spazierten.

Mein Lieblingsaufenthalt wurde jetzt die Sägerei des Onkels. Ich balgte mich mit andern Buben im Sägmehl. Ich erkletterte die aufgeschichteten Läden. Ich lief vom dicken Ende der Bäume zum dünnen. Allabendlich kam aus der Gärtnerei, von der linken Seite her, eine Frau und schritt an uns vorüber zum Sarggeschäft, wo sie einige Körbe mit Hobelspänen holte, zum Anfeuern und Heizen der Treibhäuser. Sie hatte mit dem Schreiner einen Vertrag geschlossen, wonach sie die Abfälle der gezimmerten Särge bekam. Die junge, schüchterne und liebevolle Frau gefiel mir sehr. Ich vollführte immer, wenn sie nahte, einige Kunststückchen ihretwegen. Das leise Lächeln, das sie verschickte, machte mir Lust dazu. Fünf Mal lief sie hin und her, bis sie Holz genug hatte. Wenn sie verschwunden war, wußten wir, daß sie die Defen besorgte. Jetzt achtete sie nicht mehr auf die Spaliere des Gartens. Jetzt gaben wir unsere Spiele auf und schlichen längs der Ladenwand näher, und zwar jeden Abend ein bißchen weiter, von den gelben und blauen Pflaumen zu den Heubirnen, von diesen zu den Pfirsichen, die im Laube rötlich hervorblickten; wir wagten sie aus Ehrfurcht nicht zu brechen. Wenigstens das erste Mal nicht, das zweite Mal betasteten wir einen der rauchsamtenen so lange, bis er zu Boden fiel. Später schlichen wir bis zu den südlichen Spalieren, zu den Palmetten- und Pyramiden- und U-Formen. Von hier aus waren es nur noch einige Schritte zu dem märchenhaften Calwill, der unter einer riesigen Glasglocke wuchs. Das zwerghafte Bäumchen war gestützt durch weiße Holzstäbchen mit goldenen Spitzen, der Boden mit Asche bestreut und durch leichten Dampf befeuchtet. Wir schoben das Glas-türchen zurück und befühlten den gelbgrünen, zart-verwaschenen, neblig bedufteten Apfel. Wie ein Nonnengesicht sah er aus. Wir hätten nie gewagt, einen Fingereindruck zu machen, geschweige denn ihn zu brechen. Der Vorschlag wurde zwar gemacht. Aber wir wollten der Frau nicht wehe tun. Dem Gärtner, ihrem Manne, hätten wir den Schaden ohne Skrupeln angetan. Er behandelte die Gattin schlecht. Wir hörten von weitem, wie er sie anschrte, auf eine Art, die wir nicht begriffen, um so weniger, da er so lustig mit der Magd sein konnte, in den hintern Anlagen, wenn er auf die Bäume stieg und ihr Apfel in den Schoß hinunterwarf. Es fiel uns auf, daß die Frau immer kummervoller wurde, die Magd immer behaglicher. Erst später verstanden wir einen Scherz des Onkels über das Abnehmen der ersten und das Zunehmen der andern.

Daß die Magd ein Kind vom Gärtner trug, konnte nicht länger verheimlicht werden. Der Mann wollte die Scheidung nicht von sich aus einleiten, weil er so gezwungen gewesen wäre, die Frau mit reichern Mitteln zu versorgen. Ueberdies hatte er die Gattin auch jetzt noch lieber als die Geliebte, weil sie sanft und demütig war, die andere derb und laut. Und deshalb verwandelte sich seine Liebe in Wut. Endlich mußte er die Trennung doch bewirken, die Magd tobte zu sehr. Die Frau begann zu packen. Sie mietete eine Wohnung in der Sarghandlung, wo sie ganz

abgeschlossen lebte. Wir brachten in der Dämmerung immer das Spalierobst hin, das wir gestohlen. Später erfuhr ich, daß sie selber keinen einzigen Apfel gegessen, sondern alles zu Konfitüre verkocht und diese den Kindern der Schreinersleute gespendet hatte.

Eines Abends lag der Calwill auf dem Boden. Wir hoben ihn auf und wollten ihn der Frau bringen. Man sagte uns, sie wäre gestorben, und ließ uns einen Blick in das Stübchen tun, wo sie lag mit wächsernem Gesichte. Scheu legten wir den Apfel zu den Blumen, die ihr Bett bedeckten. Der Gärtner kam hierauf und sah ihn; aber er sagte kein Wort.

Als ich zur Sägerei zurückkehrte und die vielen zerschnittenen Stämme erblickte, dachte ich: Wie viele Särge mag es daraus geben? Aber wenn man Häuser baut? Dann sind es auch Särge. Und wenn man Schiffe verfertigt? Auch Särge. Und wenn man Wiegen zimmert? Särge, immer Särge. Die Säge surrte und sagte: Särge, Särge, Särge.

Dann kam das Begräbniß. Ich schritt im Leichenzuge hinter dem Sarge. Wie er in dem Kirchlein des Dorfes abgestellt wurde, samt den Blumen, und die Gemeinde zu singen begann, da sah ich, daß aus den weißen Rosen sich ein Arm emporstülzte, ein Antlitz unter den Blumen hervorblickte, eine Stimme sich über alle andern erhob; das war die Gärtnerin.

Und seltsam, auf dem Heimweg vom Friedhof sah ich ihre Gebärde, ihre Neigung des Hauptes, ihre Gestalt in jedem Bäumchen, das blühte. Andere Tote kamen hinzu, die ich kannte, starke Männer in knorrigen Bäumen, der Korbmacher im Weidenstock, der Priester in der Eiche, war er auch tot? Ich sah ihn, wie er in dem Stamme zusammengefauert kniete. Merkwürdig, so blieb es die folgenden Tage und quälte mich. Endlich kam ich auf den Gedanken, ein Messer zu nehmen und zu schnitzen, bis ich die Art eines jeden herausgeholt hatte. Aber eigentlich gelang es mir nur, insofern der Mensch ein Engel ist. Und darum meißelte ich am liebsten die Jünger.

Jetzt, nach vielen Jahren, bin ich dran, Christus den Auferstandenen selbst aus einem fehlerlosen Holz zu schnitzen. Ob ich damit fertig werde, weiß ich nicht, ich arbeite Tag und Nacht daran.

Zwei Studentenbriefe von Jeremias Gotthelf Mitgeteilt von Rudolf Hunziker

Jugendbriefe von Jeremias Gotthelf gehören zu den Seltenheiten, und aus der Studienzeit, die er in Göttingen zugebracht, sind wohl außer dem von Ferdinand Better im „Sonntagsblatt des Bund“ 1887 veröffentlichten „Reisetagebuch“ keine schriftlichen Dokumente bekannt geworden. Und doch dürfen im Hinblick auf seine innere Entwicklung die beiden Semester, in denen er den engen Kreis seiner Verwandten und Bekannten mit einer weiteren Umgebung, die Heimat mit der Fremde vertauscht hatte, besondere Beachtung beanspruchen.

Am 19. Juni 1820 war Albert Bihius nach wohlbestandenem Examen zum Kandidaten des Predigtamtes promoviert worden, und in den darauffolgenden Dreivierteljahren wirkte er an der Seite seines Vaters als Vikar in Uhenstorf. Soviel Freude und Genugtuung ihm diese Tätigkeit bereitetete, und so sehr er durch sittlichen Ernst, treue Pflichterfüllung und kluge Initiative die Zufriedenheit und das Lob der Gemeinde und der vorgesetzten Behörde sich erworben hatte, die Sehnsucht nach weiterer Ausbildung, der Wunsch, größere Verhältnisse, das freie Burschenleben einer deutschen Universitätsstadt kennen zu lernen, waren zu mächtig in ihm, als daß schon damals ein völliges Aufgehen in den pastoralen Aufgaben und Interessen für ihn möglich gewesen wäre. In Ludwig Fankhauser, dem Vikar der benachbarten Gemeinde Kirchberg, hatte er einen Freund und Altersgenossen, der sich mit dem nämlichen Plane trug, und am